

Raus aus den Hinterhöfen

BERLIN Das Hansaviertel im Westen und die Stalinallee im Osten lieferten sich einen Kalten Krieg der Architekturen. Heute sind die Bauten aus den Fünfzigern bei Mietern beliebt. Eine Ausstellung erinnert an die Anfänge



Grauschleier: Von der „ermordeten Stadt“ sprach kürzlich der langjährige Berliner Bausenator Hans Stimmann beim Anblick des Hansaviertels. Die Bewohner fühlen sich höchst lebendig.

FOTO: ANDREAS SUESS

Wann Thorsten Mielke morgens erwacht, entlässt sich vor ihm ein traumhaftes Panorama: Links der Fernsehturm, rechts die Sony-Kathedrale vom Potsdamer Platz. Dazwischen Häuser bis zum Horizont, davor – der Tiergarten, ein grüner Ozean, über dem zum Greifen nah ein Engel schwebt, die „Goldelse“ von der Siegestraße. Immer wieder lässt Mielke seine Augen das Weite suchen oder sich im Baumteppich zu seinen Füßen verfangen. „Ich kann mich nicht satt sehen“, sagt der 38-Jährige, der inmitten schon sieben Jahre hier wohnt: Im 15. Stock des mit beige-rosa Kacheln verkleideten Luciano-Baldessarini-Hochhauses am Hansaplatz im Hansaviertel.

Das Viertel entstand 1957 im Rahmen der Interbau, der internationalen Bauausstellung Berlin, als Modell einer modernen „westlichen“ Stadt: grün, funktional, familienorientiert. „Raus aus den düsteren Hinterhöfen, hinein in eine lichte Zukunft!“ – kurz nach dem Krieg steuerten Berliner Stadtplaner noch ins gleiche Horn, egal ob sie aus dem Ost- oder dem Westteil der Stadt kamen. Nur wenige Jahre später, der Kalte Krieg war bereits voll erbrannt, entstanden nahezu zeitgleich zwei großstädtische Siedlungen, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten: die Stahlallee im Osten und das Hansaviertel im Westen.

Der Single Mielke, der in Schöneberg als Lehrer für Englisch und Deutsch arbeitet, schätzt außer dem Blick vor allem nach Berlin zog, war noch unklar, wo ich eine Stelle bekommen würde. Deshalb nahm ich mir eine Wohnung im Zentrum“, sagt er. Zentraler geht es nicht: Der Stadtrand ist in alle Richtungen gleich weit entfernt.

Bei dem heiligen Blick aus seinem Fenster lässt sich nur schwer vorstellen, was man vor 60 Jahren gesehen hätte – ein Berliner Wohnraum war zerstört, der Rest dramatisch überbelegt, viele Menschen hausten in Lauben, auf Böden, in Kellern. Die Lösung des Wohnungsproblems war dringend, doch stand einem schnellen Wiederaufbau so ziemlich alles im Wege: Es fehlte nicht nur an Baumate-

rial und Baumaschinen, sondern auch an gesetzlichen Bestimmungen und Geld. Außerdem wurde die Stadt 1948/1949 in Ost und West gespalten.

„Von einem ‚Wieder-‘Aufbau war anfangs ohnehin kaum je die Rede“, sagt Annette Maechtel, „denn aus den Trümmern sollte ja etwas Neues erwachsen!“ Die agile junge Frau ist Kuratorin von „Die Stadt von morgen“, einer Ausstellung, die von Mitte Mai an aktuelle künstlerische Positionen zum Hansaviertel präsentiert. „Die Ausstellung trägt bei zur etner Archäologie des Hansaviertels“, sagt Maechtel. „Abseits vom Retroboom und Jubiläumstrammel sollen die ideologischen Hintergründe freigelegt werden, die für Architektur und Ästhetik dieses Viertels bestimmend sind.“

Ihre Gäste empfängt sie in einem Bauwagen, der ebenfalls zur Ausstellung gehört. Er steht auf dem Parkplatz mitten im Hansaviertel, trägt den Titel „Hybridraum“ und ist ein Werk des Künstlerpaars Kaltwasser/Köberling. Jeder kann mitnehmen die Künstler das Konzept der Gemeinschaftsräume auf“, erklärt Maechtel, „mit denen viele Hansaviertel-Häuser auf dem Dach oder im Erdgeschoss als Orte der Begegnung ausgestattet waren.“

Ob die Anwohner den Hybridraum jedenfalls nie genutzt, weshalb man sie nach Jahren des Leerstands zu Wohngruppen oder Hausmeisterquartieren umfunktionierte. Einige sind noch vorhanden, zum Beispiel im blauen 16-Geschosser des französischen Architektenduos Lopez/Beaudouin. Ganz oben gibt es ein allgemeines zugängliche Waschküche, in der vier Miele-Automaten, ein Bügelbühnen und eine Platte stehen. Die Fenster, die vom Fußboden bis zur Decke reichen, wurden vermutlich noch nie genutzt, der Blick ist trotzdem einestisch.

Das Hansaviertel gilt als direkte Antwort des Westens auf die gigantische Stalinade im Osten. Als die DDR 1949 gegründet und der Ostteil Berlins zu ihrer Hauptstadt erklärt wurde, brauchte die Partei- und Staatsführung eine Prachtstraße, auf der sie sich und ihren jungen Staat mit Paraden und Aufmärschen fei-

den lassen konnte. Zur Bühne wurde die Große Frankfurter Straße bestimmt, die vom Alexanderplatz durch den stark zerstörten Friedrichshagen direkt in Richtung Osten führte. Beim Bau von Berlins „erster sozialistischer Straße“ orientierte man sich nach Moskauer Vorbild an etner klassischer Formen aufnehmenden Baustil, der Einheit und Souveränität demonstrierte.

Unter großer Propaganda wurde ein „Nationales Aufbauwerk“ ins Leben gerufen, fast 44 000 Menschen halfen mit, Steine zu klopfen, Eisenträger zu schleppen und Leichen aus dem Schutt zu bündeln. Wer 300 Arbeitsstunden durchläuft, bekam ein Wohnungslös. In Rekordzeit wuchsen wuchtige „Arbeiterpaläste“: ein- bis dreigeschossige, vier- bis sechsgeschoßige, 300 Meter lang, acht Stockwerke hoch, verziert mit Türmchen, Erkern und Balustraden, Mosaiken, Kacheln und Rosetten. Als im Juni 1953 die Norm der Bauarbeiter um zehn Prozent erhöht wurde, brach im ganzen Land ein Aufstand los, der nur mithilfe sowjetischer Panzer niedergeschlagen werden konnte. Insgesamt entstanden an der Stahlallee zwischen 1953 und 1958 über 5000 solide gemauerte Wohnungen.

Die Westsektoren waren unterdessen erheblich zurückgeblieben, was die Bereitstellung von neuem Wohnraum bedingte. Zur Zeit der Blockade (Juni 1948 bis Mai 1949) wurde wegen Baustoffmangels nichts gebaut, während die ständig neu einströmenden Flüchtlinge aus der DDR die Wohnungsnot zusätzlich verschärfen. Als Antwort auf das monumentale Bauprojekt im Osten suchte man nach einer adäquaten „äuslichen Antwort“ – die schließlich im Hansaviertel modellhaft verwirklicht wurde. Der Name leitet sich ab von der Berlin-Hamburger Immobilien AG, die in der Gründerzeit die sumpfigen Spreewägen trockenlegte und auf ihnen großzügige Wohnhäuser für gutbetulertes Bürgertum errichtet hatte. Im November 1943 versank das Viertel in zwei aufeinanderfolgenden Bombenächten in Schutt und Asche, zehn Jahre lang blieb es ein Trümmerfeld.

Erst 1953 rückte das 25 Hektar große Areal am Tiergarten wieder in den Fokus der Stadtplanung, als der Berliner Senat eine Fläche für die Interbau auswies. 54 Architekten und zehn Landschaftsplaner aus 13 Ländern wurden eingeladen, hier etwas zu gestalten, das im „Ausdruck einer baulichen Gesinnung den Denk- und

verläuft, haben die Vorderseiten der Blocks auf der Nordseite immer Sonne, während die der Südblocks immer im Schatten liegen.

Heute ist die Allee mit 70 000 Fahrzeugen pro Tag vor allem eine brutale Durchfahrtsstraße zu den Platzegeburten am Oststrand der Stadt. Zum Flanieren lockt es kaum jemanden auf die bis zu 60 Meter breiten Fußwege des zweieinhalb Kilometer langen Windkanals. Entlang der Allee sind die Häuser, die dann läuft er gebückt und vorsichtig und gehört der alt gewordenen Generation der Erstbezieher an, die noch 40 Prozent der Bewohner stellen. In ihren begehrtesten Anraks sehen sie auf unterschiedliche Weise alle gleich aus.

Oliver Hanna ist ein ebenso adreter wie ehrgeiziger Mischreißer, der im Auftrag der Vermietungsgesellschaft Münne einen Teil der Wohnblocks verwaltet und die Karl-Marx-Allee zur überregional bekannten Marke „KMA“ machen will. „In ein paar Jahren ist das hier ein beliebter Boulevard“, prophezeit er. „Mit dem Einzelhandel läuft es zwar noch suboptimal, was fehlt, ist die Laufundschaft.“ Besser sehe es dagegen mit den Wohnungen aus, da hat er Dauerkonjunktur. Fast täglich stirbt ein Erstbezieher oder zieht um ins Altesheim – die frei werdenden Wohnungen, die im Immobilienmarkt der Zeitungen oft ideologisch ganz unverkrampt als „belebter Stahlbau“ beworben werden, gehen weg wie warme Semmeln. „Interessenten sind Kreativ in Mode, Musik und Marketing, aber auch junge Familien“, sagt Hanna.

Leerstand ist auch im Hansaviertel kein Thema. Man muss Ausdauer haben oder ein Glückspilz sein, um hier eine Wohnung zu ergattern. Und das, obwohl Konzeption und Ästhetik des Viertels bei der akademischen Architekturschule alles andere als gut wegkommen. Die ersten kritischen Stimmen wurden kurz nach der Fertigstellung laut. Galt die funktionale Bauweise eben noch als todschick und modern, so empfand man sie wenig später bereits als geschichtslos und kalt.

In Wolf Jobst Siedlers einflussreichem Essay „Die gemordete Stadt“ von 1964 wird das Viertel als Beispiel für den Tod des „Stadtorganismus“ genannt. Erst kürzlich entfachte Hans Stimmann, von 1991 bis 2006 sozialdemokratischer Berliner Senatsbaudirektor, aus Neue die Diskussion: In der Tageszeitung „Die Welt“

(19.4.2007: „Im Hansaviertel wurde die Stadt ermordet“) hielt er ein Plädoyer für die „traditionelle, kompakte europäische Stadt“ und machte als ihren größten denkbaren Gegensatz die funktionale sauber getrennte Stadt der Moderne aus. „Stimmann ist doch der Dieter Bohlen der Architektur“, schimpft Gabriele Cozza vom Bürgerverein Hansaviertel. „Er kritisiert immer nur, statt mit konstruktiven Vorschlägen aufzuwarten! An einzelnen Gebäuden ist seit fünfzig Jahren nichts gemacht worden. Die Einzel-eigentümer mit diesem Sinterungsstau alleinzulassen, ist unfair!“ Die Architekturkritik ist den Bewohnern des Hansaviertels egal, sie wohnen gerne hier. Thilo Gesler, Pensionär und Chef des Bürgervereins, saust am liebsten per Treppelift durch seinen Kiez. „Ich wohne seit 68 hier“, sagt er, „und habe ein richtiges Heimatgefühl entwickelt. Ein Gefühl wie damals für meine Heimatstadt Helmstedt.“

Das heutzutage wieder die „Stadt der kurzen Wege“ en vogue ist, in der sich Wohnen, Arbeit, Shopping und Freizeitmöglichkeit räumlich verzahnen, freut ihn nicht an. „Mitten im Grünen und gleichzeitig mitten in der Hauptstadt zu wohnen – wo gibt es denn so was? Dass es hier null Leerstand gibt, spricht doch für sich!“ Obwohl viele der kleinen Wohnungen dann doch oft leer stehen, da sie als Zweit- oder Ferienwohnsitze genutzt werden. Das fehlende urbane Flair nehmen Zuzüger wie Altesler, eine Apotheke, einen Bole-Supermarkt und drei unspektakuläre Lokale, nach Sonnenuntergang stürzt das Viertel aus. Dafür ist man per Rad, Auto oder S-Bahn in nur wenigen Minuten in Mitte oder Charlottenburg. Oder man macht es so wie Thorsten Mielke im 15. Stock des Baldessarini-Hochhauses: Er holt sich ein Bier aus dem Kibischrank, setzt sich auf den Balkon und schaut zu wie die „Goldelse“ mit dem dunklen Tiergarten verschmilzt und die Stadt nach und nach all ihre Lichter anknapst.

Ausstellung: „Die Stadt von morgen“, 16. Mai-15. Juli, Akademie der Künste, Hansatenweg 10, Berlin. Internet: www.diestadtvonmorgen.de www.hansaviertel.net www.kma-portal.de